

1400

Sonntag, den 15. September 1951, 2. Blatt

Schaffhauser Nachrichten

Zur „dialektischen“ Theologie Professor Barths

Obschon ich nicht Theologe, sondern Lehrer der Philosophie bin, möchte ich kurz zur Frage der «dialektischen» Theologie Stellung beziehen. Ich gehöre nicht, wie man sogleich sehen wird, entweder der «barthischen» oder der intellektuell «liberalen» Richtung der Theologie an: mein Anliegen ist vielmehr ein schlichtes Christentum, das mehr von der Ethik als von der Dogmatik seinen Ausgangspunkt nimmt.

Die «barthianische» Theologie nennt sich auch selber gerne die «dialektische». Was soll das heissen? Wir fürchten, dass schon in diesem Namen eine grosse Unklarheit steckt. Dialektisch heisst gewöhnlich ein Denken, das keinen Begriff isoliert stehen lässt, sondern darum bemüht ist, alle Begriffe miteinander in Beziehung zu setzen, in der Ueberzeugung, dass sie erst so wirklich bedeutungsvoll sind. Ist das aber Dialektik, dann muss man gestehen, dass die «barthianische» Theologie merkwürdig «undialektisch» ist. Ein paar Beispiele sollen das zeigen. Dialektisch müsste man bei der Erörterung des Offenbarungsbegriffes sorgfältig auf die gedanklichen Beziehungen zwischen dem Unendlichen und dem Endlichen achten und etwa sagen, dass es zwar wohl vom Endlichen zum Unendlichen keinen Aufstieg durch Mittelstufen gibt, da ein Mehr oder Weniger im Endlichen gegenüber dem Unendlichen gar nicht in Betracht fällt; andererseits müsste man aber auch betonen, dass aus dem Unendlichen das Endliche, wenn es schon existiert, nicht herausfallen kann, weil sonst das Unendliche durch den «Abzug» des Endlichen selber verendlicht würde. Von dieser «analogie entis» spürt man aber im «Barthianismus» nichts: Dort gilt Gott einfach als der «ganz Andere»; alle Beziehungen zum Endlichen sind in seinem Begriff abgebrochen.

Ebenso behauptet der Barthianer, Gott könne sich kraft seiner Allmacht dem Menschen im Wort «absolut» offenbaren; ob der Mensch mit seiner endlichen Fassungskraft mit einer solchen «absoluten» Offenbarung etwas anfangen könnte, wird nicht erwogen. Völlig «undialektisch» ist auch der Schluss oder vielmehr «Kurzschluss» in der «barthianischen» Theologie, nach welchem der Mensch, weil er in sich selber keinen Kompass hat, der ihn in seiner Zwiespältigkeit zwischen Gut und Schlecht eindeutig auf das Gute hin orientieren könnte, nun einfach als grundverdorben hingestellt wird. Es wird dabei unseres Erachtens übersehen, dass ein Mensch, wenn er wirklich «grundschlecht» wäre, für uns gar kein Problem mehr sein könnte, und dass der Mensch, wenn er nur zwiespältig und nicht absolut schlecht ist, ebensosehr oder noch mehr der «Gnade» bedarf, um Eindeutigkeit in sein Leben zu bringen und vom blossen Wollen zum Vollbringen durchstossen zu können. Ich würde die «barthianische» Theologie nicht «dialektisch» nennen, sondern eher «antithetisch»; denn in der Regel bleibt sie bei der Aufstellung von logisch-abstrakten Gegensatzpaaren stehen, ohne sich weiter die Mühe zu nehmen, zu untersuchen, was diese Entgegensetzungen praktisch-real bedeuten. Daher auch die Freude der Barthianer am «Paradoxen»; das Paradoxe gilt ihnen eben als «Aegernis», das durch das Christentum notwendigerweise in die Welt komme und das der Christ deshalb willig auf sich nehmen müsse. Dass es im «Neuen Testament» aber auch heisst: «Wehe dem, durch welchen das Aegernis kommt», das scheint sie nicht zu beunruhigen.

Man kann sich deshalb wohl mit Grund fragen, woher denn die «barthianische» Theologie diesen Namen der «dialektischen» hergenommen hat. Von Schleiermacher, dem einzig wirklich

dialektischen Theologen des Protestantismus kann er nicht gut stammen, da die Barthianer Schleiermacher als liberalen Denker ablehnen. Es scheint daher, dass der Name eher von der «dialektischen» Geschichtsauffassung von Karl Marx übernommen worden ist, als deren theologisches Gegenstück der Barthianismus ursprünglich hat gelten wollen. Wie dem auch sei, sowohl der Name als die Sache einer «dialektischen» Theologie scheint mir bedenklich zu sein. Dialektik ist eine intellektuelle Vorstufe, durch die man hindurchgegangen sein muss, wenn man zu einer ruhigen Ueberzeugung kommen will; im Resultat sollte sie nicht mehr erscheinen.

Man wird vielleicht einwenden, dass ich mit diesen Bemerkungen nur pro domo, das heisst für meine eigene Sache, die Philosophie, gesprochen habe. Dem ist aber nicht so. Ich habe es im Gegenteil Karl Barth immer hoch angerechnet, dass er für seine Theologie nicht bei der nächstliegenden Tagesphilosophie Anleihen gemacht und es verschmäht hat, aus gewissen, vielleicht nur vorübergehenden Schwierigkeiten in der wissenschaftlichen Welterklärung Kapital zu schlagen. Darin fühle ich mich mit Barth im tiefsten einig. Ich halte es auch für richtig, dass er zunächst einfach wieder auf die grosse religiöse Tradition hat zurückgehen wollen. Wie positiv das war, zeigt sich darin, dass seine Kritik an den etwas schwachen theologischen Ansätzen der letzten beiden Jahrhunderte in der Tat meist als durchaus überzeugend wirkt. Es liegt in der Botschaft der grossen Reformatoren eben doch eine religiöse Kraft, die seither nicht mehr erreicht worden sein dürfte.

Das alles ist also durchaus in Ordnung. Bedenklich scheint mir nur der Umstand, dass man, wenn man mit Recht sich von der rasch sich wandelnden Tagesphilosophie distanziert, nun auch glaubt, der Philosophie überhaupt entraten zu können und die Philosophie ablehnt, wie wenn es so etwas wie die Philosophie in der Einzahl gäbe und bei ihr nicht auch, wie überall, zwischen guter und schlechter Philosophie zu unterscheiden wäre. Dies scheint mir gefährlich; denn wer meint, jeder Philosophie überhoben zu sein, der läuft doch nur Gefahr, einer schlechten Philosophie in die Arme zu fallen. Und dieser Gefahr scheinen mir die Barthianer nicht entronnen zu sein. Was nach meiner Ansicht bei ihnen besonders zu beanstanden ist, ist, dass sie sich kraft einer religiösen Eingebung von jeder philosophischen Bemühung um den wahren Ausdruck des Glaubens enthoben fühlen, die Wahrheitsforschung überhaupt für gering achten und selbst vor der sittlichen Persönlichkeit, die ja auch nicht «sichtbares» Faktum, sondern nur eine im Glauben erfasste «unsichtbare» Idee ist, nicht den nötigen Respekt haben. Wenn nur das religiöse Anliegen stark genug wieder einmal verkündet wird, dann glauben sie ihrer Pflicht Genüge getan zu haben, ziemlich unbekümmert um die Frage, ob die Art und Weise dieser Verkündigung intellektuell und ethisch auch verantwortbar sei oder nicht. Hier ist der Punkt, wo ich den Barthianismus grundsätzlich ablehnen muss.

Was die Barthianer theologisch vertreten, scheint mir darum am ehesten ein erneutes Luthertum zu sein oder, wenn man etwas weiter zurückgehen will, ein einseitig überspitzter Paulinismus. Dass Luther durch den Römerbrief zum Durchbruch seiner religiösen Ueberzeugung gekommen ist, kann nicht geleugnet werden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Reformatoren im allgemeinen auf die paulinische Lehre von der Gnade gegenüber dem verdienstlich sein sollen-

den «opus operatum» der Kirche grösstes Gewicht gelegt haben. Historisch ist das durchaus verständlich. Aber die Zeiten haben sich gewandelt. Es wäre heute doch wohl nicht mehr zu früh, wenn sich der Protestantismus einmal endlich auf eigene Füsse stellte und sich nicht weitgehend immer noch damit begnügte, von der Polemik gegen den römischen Katholizismus zu leben. Und tut er das, dann bin ich überzeugt, dass er auch mehr wiederum die synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus und Lukas) als Hauptquelle der christlichen Verkündigung anerkennen wird und selbst auch der leiseren johanneischen Theologie, die mehr von der sittlichen Innerlichkeit ausgeht als von dem Wunsche äusserer dogmatischer Formulierung, wieder mehr gerecht werden kann. Bei den Barthianern, so weit sie heute auftreten, hat man den Eindruck, dass sie sich nicht auf das ganze Evangelium stützen, sondern nur auf einen Teilausschnitt davon, und dass sie nur allzusehr geneigt sind, anderen Menschen, die «Christus auf andere Weise gelernt haben», ihren Glauben abzusprechen.

Und damit komme ich zum Hauptpunkt der Kontroverse zwischen Regierungsrat Feldmann und Professor Karl Barth, nämlich zur Frage der Toleranz oder Intoleranz andern kirchlichen Richtungen gegenüber. Auch hier muss ich wiederum gestehen, dass mir der Ausdruck «Toleranz» nicht gerade glücklich scheint. Ich wenigstens wäre nicht damit zufrieden, wenn meine Ueberzeugung, so weit sie ehrlich vertreten wird, innerhalb der Kirche bloss «toleriert» wäre; ich würde für sie doch auch zugleich den nötigen Grad von Achtung verlangen. Die Hauptfrage für mich ist die, ob ein Mensch das Recht hat, das, was ihm als Wahrheit erscheint, nun auch schon als Wahrheit an sich, die für alle verpflichtend ist, auszugeben. Und hier antworte ich mit einem entschiedenen «Nein!». Es scheint mir allzu evident zu sein, dass die Erfahrungen eines einzelnen Menschenlebens, auf denen unsere subjektive Ueberzeugung beruht, eine zu schmale Basis bilden, um gegen die Erfahrung der kirchlichen Allgemeinheit ausgespielt werden zu können. Was sollen wir darum tun? Auf jeden Fall uns bemühen, zu einer persönlichen religiösen Ueberzeugung zu kommen — das ist die Pflicht, die allen evangelischen Christen auferlegt ist, und zudem, wie ich überzeugt bin, der einzige Weg zu einer lebendigen Religiosität —; aber wenn diese Ueberzeugung gefundat ist, dann soll sie doch erst als eine «opino privata» (eine Privatansicht) gelten, die erst noch der Ausrichtung an der kirchlichen Tradition bedarf. Und zu dieser Tradition würde ich über die protestantische hinaus ruhig auch die katholische rechnen, und zwar in ihrer griechisch-orthodoxen, römischen und anglikanisch-christkatholischen Prägung. Es würde dann noch genug Punkte geben, bei denen wir aus Gewissensgründen nicht mitgehen könnten, wie zum Beispiel beim Anspruch auf de-facto-Unfehlbarkeit der Kirche.

Ich frage mich deshalb, ob die «barthische» Richtung nicht besser daran getan hätte, wenn sie innerhalb der evangelischen Kirche versucht hätte, ihr spezielles Anliegen bloss durch das eigene Beispiel zu fördern und nicht von Anfang an die Kirche für ihre Theologie hätte «erobern» wollen. Ich gebe offen zu, dass mich ein solches «Kirchentum» immer abgestossen hat und dass ich mich angesichts solcher Usurpationsversuche immer lieber zu den «edlen Heiden» wenn ich das überhaupt darf, gerechnet wissen wollte als zu den christlichen «Zeloten». Denn als dem Zelotentum kann nur Lieblosigkeit hervorgehen; und Lieblosigkeit ist nach meiner festen Ueberzeugung immer noch die fundamentalste, aristische Häresie. Mit ihr sagen wir dem Christentum direkt ab.

Wor

Eine lehrreiche

Durch einige Anmerkungen auf die kirchenpolitisch gemachten, die nach dem bernischen Feldmann und Professor Barth, nämlich zur Frage der Toleranz oder Intoleranz andern kirchlichen Richtungen gegenüber. Auch hier muss ich wiederum gestehen, dass mir der Ausdruck «Toleranz» nicht gerade glücklich scheint. Ich wenigstens wäre nicht damit zufrieden, wenn meine Ueberzeugung, so weit sie ehrlich vertreten wird, innerhalb der Kirche bloss «toleriert» wäre; ich würde für sie doch auch zugleich den nötigen Grad von Achtung verlangen. Die Hauptfrage für mich ist die, ob ein Mensch das Recht hat, das, was ihm als Wahrheit erscheint, nun auch schon als Wahrheit an sich, die für alle verpflichtend ist, auszugeben. Und hier antworte ich mit einem entschiedenen «Nein!». Es scheint mir allzu evident zu sein, dass die Erfahrungen eines einzelnen Menschenlebens, auf denen unsere subjektive Ueberzeugung beruht, eine zu schmale Basis bilden, um gegen die Erfahrung der kirchlichen Allgemeinheit ausgespielt werden zu können. Was sollen wir darum tun? Auf jeden Fall uns bemühen, zu einer persönlichen religiösen Ueberzeugung zu kommen — das ist die Pflicht, die allen evangelischen Christen auferlegt ist, und zudem, wie ich überzeugt bin, der einzige Weg zu einer lebendigen Religiosität —; aber wenn diese Ueberzeugung gefundat ist, dann soll sie doch erst als eine «opino privata» (eine Privatansicht) gelten, die erst noch der Ausrichtung an der kirchlichen Tradition bedarf. Und zu dieser Tradition würde ich über die protestantische hinaus ruhig auch die katholische rechnen, und zwar in ihrer griechisch-orthodoxen, römischen und anglikanisch-christkatholischen Prägung. Es würde dann noch genug Punkte geben, bei denen wir aus Gewissensgründen nicht mitgehen könnten, wie zum Beispiel beim Anspruch auf de-facto-Unfehlbarkeit der Kirche.

Ich möchte also sagen, dass der Barthianismus in manchen Punkten vergessen hat: Er hat vergessen, dass die Kirche eine Bewegung ist, die sich nicht auf das Gute hin orientieren könnte, nun einfach als grundverdorben hingestellt wird. Es wird dabei unseres Erachtens übersehen, dass ein Mensch, wenn er wirklich «grundschlecht» wäre, für uns gar kein Problem mehr sein könnte, und dass der Mensch, wenn er nur zwiespältig und nicht absolut schlecht ist, ebensosehr oder noch mehr der «Gnade» bedarf, um Eindeutigkeit in sein Leben zu bringen und vom blossen Wollen zum Vollbringen durchstossen zu können. Ich würde die «barthianische» Theologie nicht «dialektisch» nennen, sondern eher «antithetisch»; denn in der Regel bleibt sie bei der Aufstellung von logisch-abstrakten Gegensatzpaaren stehen, ohne sich weiter die Mühe zu nehmen, zu untersuchen, was diese Entgegensetzungen praktisch-real bedeuten. Daher auch die Freude der Barthianer am «Paradoxen»; das Paradoxe gilt ihnen eben als «Aegernis», das durch das Christentum notwendigerweise in die Welt komme und das der Christ deshalb willig auf sich nehmen müsse. Dass es im «Neuen Testament» aber auch heisst: «Wehe dem, durch welchen das Aegernis kommt», das scheint sie nicht zu beunruhigen.

Schliesslich, was die Barthianer theologisch vertreten, scheint mir darum am ehesten ein erneutes Luthertum zu sein oder, wenn man etwas weiter zurückgehen will, ein einseitig überspitzter Paulinismus. Dass Luther durch den Römerbrief zum Durchbruch seiner religiösen Ueberzeugung gekommen ist, kann nicht geleugnet werden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Reformatoren im allgemeinen auf die paulinische Lehre von der Gnade gegenüber dem verdienstlich sein sollen-

«Theologie Professor Barths

sondern Lehrer der dialektischen Theologie kann er nicht gut stammen, da die Barthianer Schleiermacher als liberalen Denker ablehnen. Es scheint daher, dass der Name eher von der «dialektischen» Geschichtsauffassung von Karl Marx übernommen worden ist, als deren theologisches Gegenstück der Barthianismus ursprünglich hat gelten wollen. Wie dem auch sei, sowohl der Name als die Sache einer «dialektischen» Theologie scheint mir bedenklich zu sein. Dialektik ist eine intellektuelle Vorstufe, durch die man hindurchgegangen sein muss, wenn man zu einer ruhigen Ueberzeugung kommen will; im Resultat sollte sie nicht mehr erscheinen.

Man wird vielleicht einwenden, dass ich mit diesen Bemerkungen nur pro domo, das heisst für meine eigene Sache, die Philosophie, gesprochen habe. Dem ist aber nicht so. Ich habe es im Gegenteil Karl Barth immer hoch angerechnet, dass er für seine Theologie nicht bei der nächstliegenden Tagesphilosophie Anleihen gemacht und es verschmäht hat, aus gewissen, vielleicht nur vorübergehenden Schwierigkeiten in der wissenschaftlichen Welterklärung Kapital zu schlagen. Darin fühle ich mich mit Barth im tiefsten einig. Ich halte es auch für richtig, dass er zunächst einfach wieder auf die grosse religiöse Tradition hat zurückgehen wollen. Wie positiv das war, zeigt sich darin, dass seine Kritik an den etwas schwachen theologischen Ansätzen der letzten beiden Jahrhunderte in der Tat meist als durchaus überzeugend wirkt. Es liegt in der Botschaft der grossen Reformatoren eben doch eine religiöse Kraft, die seither nicht mehr erreicht worden sein dürfte.

Das alles ist also durchaus in Ordnung. Bedenklich scheint mir nur der Umstand, dass man, wenn man mit Recht sich von der rasch sich wandelnden Tagesphilosophie distanziert, nun auch glaubt, der Philosophie überhaupt entraten zu können und die Philosophie ablehnt, wie wenn es so etwas wie die Philosophie in der Einzahl gäbe und bei ihr nicht auch, wie überall, zwischen guter und schlechter Philosophie zu unterscheiden wäre. Dies scheint mir gefährlich; denn wer meint, jeder Philosophie überhoben zu sein, der läuft doch nur Gefahr, einer schlechten Philosophie in die Arme zu fallen. Und dieser Gefahr scheinen mir die Barthianer nicht entronnen zu sein. Was nach meiner Ansicht bei ihnen besonders zu beanstanden ist, ist, dass sie sich kraft einer religiösen Eingebung von jeder philosophischen Bemühung um den wahren Ausdruck des Glaubens enthoben fühlen, die Wahheitsforschung überhaupt für gering achten und selbst vor der sittlichen Persönlichkeit, die ja auch nicht «sichtbares» Faktum, sondern nur eine im Glauben erfasste «unsichtbare» Idee ist, nicht den nötigen Respekt haben. Wenn nur das religiöse Anliegen stark genug wieder einmal verkündet wird, dann glauben sie ihrer Pflicht Genüge getan zu haben, ziemlich unbekümmert um die Frage, ob die Art und Weise dieser Verkündigung intellektuell und ethisch auch verantwortbar sei oder nicht. Hier ist der Punkt, wo ich den Barthianismus grundsätzlich ablehnen muss.

Was die Barthianer theologisch vertreten, scheint mir darum am ehesten ein erneutes Luthertum zu sein oder, wenn man etwas weiter zurückgehen will, ein einseitig überspitzter Paulinismus. Dass Luther durch den Römerbrief zum Durchbruch seiner religiösen Ueberzeugung gekommen ist, kann nicht geleugnet werden, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Reformatoren im allgemeinen auf die paulinische Lehre von der Gnade gegenüber dem verdienstlich sein sollen-

den «opus operatum» der Kirche grösstes Gewicht gelegt haben. Historisch ist das durchaus verständlich. Aber die Zeiten haben sich gewandelt. Es wäre heute doch wohl nicht mehr zu früh, wenn sich der Protestantismus einmal endlich auf eigene Füße stellte und sich nicht weitgehend immer noch damit begnügte, von der Polemik gegen den römischen Katholizismus zu leben. Und tut er das, dann bin ich überzeugt, dass er auch mehr wiederum die synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus und Lukas) als Hauptquelle der christlichen Verkündigung anerkennen wird und selbst auch der leiseren johanneischen Theologie, die mehr von der sittlichen Innerlichkeit ausgeht als von dem Wunsche äusserer dogmatischer Formulierung, wieder mehr gerecht werden kann. Bei den Barthianern, so weit sie heute auftreten, hat man den Eindruck, dass sie sich nicht auf das ganze Evangelium stützen, sondern nur auf einen Teilausschnitt davon, und dass sie nur allzusehr geneigt sind, anderen Menschen, die «Christus auf andere Weise gelernt haben», ihren Glauben abzusprechen.

Und damit komme ich zum Hauptpunkt der Kontroverse zwischen Regierungsrat Feldmann und Professor Karl Barth, nämlich zur Frage der Toleranz oder Intoleranz andern kirchlichen Richtungen gegenüber. Auch hier muss ich wiederum gestehen, dass mir der Ausdruck «Toleranz» nicht gerade glücklich scheint. Ich wenigstens wäre nicht damit zufrieden, wenn meine Ueberzeugung, so wie sie ehrlich vertreten wird, innerhalb der Kirche bloss «toleriert» wäre; ich würde für sie doch auch zugleich den nötigen Grad von Achtung verlangen. Die Hauptfrage für mich ist die, ob ein Mensch das Recht hat, das, was ihm als Wahrheit erscheint, nun auch schon als Wahrheit an sich, die für alle verpflichtend ist, auszugeben. Und hier antworte ich mit einem entschiedenen «Nein!». Es scheint mir allzu evident zu sein, dass die Erfahrungen eines einzelnen Menschenlebens, auf denen unsere subjektive Ueberzeugung beruht, eine zu schmale Basis bilden, um gegen die Erfahrung der kirchlichen Allgemeinheit ausgespielt werden zu können. Was sollen wir darum tun? Auf jeden Fall uns bemühen, zu einer persönlichen religiösen Ueberzeugung zu kommen — das ist die Pflicht, die allen evangelischen Christen auferlegt ist, und zudem, wie ich überzeugt bin, der einzige Weg zu einer lebendigen Religiosität —; aber wenn diese Ueberzeugung gefunden ist, dann soll sie doch erst als eine «opinio privata» (eine Privatsicht) gelten, die erst noch der Ausrichtung an der kirchlichen Tradition bedarf. Und zu dieser Tradition würde ich über die protestantische hinaus ruhig auch die katholische rechnen, und zwar in ihrer griechisch-orthodoxen, römischen und anglikanisch-christkatholischen Prägung. Es würde dann noch genug Punkte geben, bei denen wir aus Gewissensgründen nicht mitgehen könnten, wie zum Beispiel beim Anspruch auf de-facto-Unfehlbarkeit der Kirche.

Ich frage mich deshalb, ob die «barthische» Richtung nicht besser daran getan hätte, wenn sie innerhalb der evangelischen Kirche versucht hätte, ihr spezielles Anliegen bloss durch das eigene Beispiel zu fördern und nicht von Anfang an die Kirche für ihre Theologie hätte «erobern» wollen. Ich gebe offen zu, dass mich ein solches «Kirchentum» immer abgestossen hat und dass ich mich angesichts solcher Usurpationsversuche immer lieber zu den «edlen Heiden» wenn ich das überhaupt darf, gerechnet wissen wollte als zu den christlichen «Zeloten». Denn als dem Zelotentum kann nur Lieblosigkeit hervorgehen; und Lieblosigkeit ist nach meiner festen Ueberzeugung immer noch die fundamentalste christliche Häresie. Mit ihr sagen wir dem Christentum direkt ab.

Wort zum Tage

Eine lehrreiche Standortsbestimmung

Durch einige Artikel haben wir unsere Leser auf die kirchenpolitische Diskussion aufmerksam gemacht, die nach einem Briefwechsel zwischen dem bernischen Kirchendirektor Dr. Markus Feldmann und Professor Karl Barth, dem geistigen Haupt einer einflussreichen kirchlichen Richtung, in Gang kam. Wenn wir uns nicht täuschen, ist diesem Gespräch, das auf einem hohen Niveau vor allem im «Bund» geführt wurde, auch bei uns mit Interesse gefolgt worden. Es handelte sich dabei um das Verhältnis zwischen Staat und der Theologie barthianischer Prägung, wobei die Grundlage des staatlich-kirchlichen Zusammenlebens überhaupt berührt wurde. Diese Verhältnisfrage ist uralte und jeder Generation erneut gestellt, weil Staat und Kirche steter Wandlung unterzogen sind. Von verschiedener Seite ist bedauert worden, dass der private Briefwechsel und die Spannung zwischen dem Staat Bern und einem Teil der reformierten Landeskirche durch eine öffentliche und von Polemik nicht immer ganz freie Auseinandersetzung eine so grosse Publizität erhielt. Dieses Bedauern können wir keineswegs teilen. Es scheint uns im Gegenteil begrüssenswert, wenn in einer Zeit, da das Interesse an materiellen-wirtschaftlichen Vorgängen eindeutig im Vordergrund steht, die Aufmerksamkeit auf grundsätzliche geistige Fragen gelenkt wird. Gerade über die Richtung Karl Barths scheint uns eine Klärung umso notwendiger, als es dem Laien nicht leicht fällt, auf den Grund der Dinge zu sehen. Mag die Diskussion, wie dies im Wesen jeder leidenschaftlich mitempfundene Auseinandersetzung liegt, manchmal auch überspitzte Formulierungen mit sich bringen, so ist es doch richtig, wenn sich politische Kreise um die Kirche und kirchliche Kreise um die Politik bekümmern. Kirchenfremdheit der Politiker und politische Weltfremdheit der Theologen ist gleicherweise schädlich. Und wenn sie sich bei der Standortbestimmung in Hitze hineinreden, ist dies immer noch besser als Gleichgültigkeit. So bildet denn die Berner Diskussion über die Grenze des Kantons hinaus staatsbürgerlichen Unterricht im lebendigsten Sinne. Um ihn zu fördern, veröffentlichen wir heute den nebenstehenden Artikel des Dozenten für Philosophie an der Berner Universität, Professor H. Gauss.

K. B.

Ich möchte also durchaus nicht in Frage stellen, dass der Barthianismus der evangelischen Kirche in mancher Hinsicht Wertvolles gebracht hat. Aber eines kann ich ihm doch auch nicht vergessen: Er hat wohl mehr als alle andern Richtungen dazu beigetragen, dass die ökumenische Bewegung, die nach meiner Ansicht doch noch ganz anders zu einer Erneuerung des Christentums hätte beitragen können, in unserem Lande so gut wie kein Echo gefunden hat. Das ist meiner Ansicht nach äusserst bedauerlich.

Schliesslich, was die gelegentlichen abfälligen Aeusserungen von Barthianern gegen unsern schweizerischen Staat und seine demokratischen Einrichtungen betrifft, so gilt dasselbe, was schon in Beziehung zur Philosophie gesagt wurde: Es geht heute nicht mehr an, einfach vom Staate zu sprechen, als ob es nur einen gäbe und nicht viele, qualitativ sehr verschiedene. Es mag in der Zeit der Apostel richtig gewesen sein, vornehmlich an einen Staat zu denken, ans römische Imperium; es ist auch bei Lutheranern verständlich, wenn sie beim Staat in erster Linie an das Reich Karls V. dachten. Aber heute die verschiedenen Staatsformen auf eine Stufe stellen und nicht anerkennen wollen, was man dem eigenen Staate Gutes verdankt, ist schlechterdings nicht erlaubt. Hier kann ich deshalb nur sagen, dass alle Menschen eine gewisse Verpflichtung dazu haben, intelligent zu sein — auch die Theologen.

H. Gauss.